

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**David Levithan**

**Two Boys Kissing – Jede Sekunde zählt**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

**IHR KÖNNT NICHT WISSEN**, wie es jetzt für uns ist – da werdet ihr immer einen Schritt hinterher sein.

Seid dankbar dafür.

Ihr könnt nicht wissen, wie es damals für uns war – da werdet ihr immer einen Schritt voraus sein.

Seid dankbar, auch dafür.

Glaubt uns: Vergangenheit und Zukunft lassen sich so gut wie perfekt ausbalancieren. Wir werden zur fernen Vergangenheit, ihr zu einer Zukunft, die sich nur wenige von uns hätten vorstellen können.

Wer will schon über so was nachdenken, wenn man mit Träumen, Lieben oder Vögeln beschäftigt ist. Wo ist da der Zusammenhang. Wir sind eine Geisterlast, die ihr mit euch herumtragt, wie die eurer Großeltern oder der Freunde aus Kindertagen, die irgendwann weggezogen sind. Wir versuchen euch die Last so leicht wie möglich zu machen. Und müssen bei eurem Anblick doch immer an uns selbst denken. Einst waren wir es, die träumten und liebten und vögelten. Einst waren wir es, die lebten – und dann gestorben sind. Wir haben uns um eine Fadenbreite in eure Geschichte eingenäht.

Wir waren einmal wie ihr, aber unsere Welt war nicht wie die eure.

Ihr habt keine Ahnung, wie nah ihr dem Tod gekommen seid. Ein, zwei Generationen früher wärt ihr vielleicht hier bei uns.

Wir sind sauer auf euch. Ihr verblüfft uns.

Es ist sieben Minuten nach acht an einem Freitagabend, und Neil Kim denkt gerade an uns. Er ist fünfzehn und auf dem Weg zu seinem Freund Peter. Sie sind seit einem Jahr zusammen, und Neil überlegt, wie lange ihm das schon vorkommt. Von Anfang an haben ihm alle gesagt, es würde nicht von Dauer sein. Aber auch wenn es nicht für die Ewigkeit sein sollte, hält es vom Gefühl her schon so lange, dass es etwas zu bedeuten hat. Für Peters Eltern ist Neil wie ein zweiter Sohn, und seine eigenen Eltern sind zwar immer noch abwechselnd durcheinander und bekümmert, aber sie halten ihm weiter alle Türen offen.

Neil hat zwei DVDs, zwei Flaschen Diet Dr Pepper, Plätzchenteig und einen Gedichtband in seinem Rucksack. Mehr als das – und Peter – braucht er nicht, um sich rundum glücklich zu fühlen. Doch Glück, das haben wir gelernt, ist eigentlich ein Teil einer unsichtbaren

Gleichung. Zwei Querstraßen von Peters Elternhaus entfernt ahnt Neil das und empfindet plötzlich tiefe, namenlose Dankbarkeit. Ihm wird klar, dass sein Platz in der Menschheitsgeschichte einiges zu seinem Glückszustand beiträgt, und er denkt flüchtig an uns, an diejenigen, die vorher da waren. Wir sind keine Namen oder Gesichter für ihn; wir sind eine Abstraktion, eine Macht. Seine Dankbarkeit hat Seltenheitswert – ein durchschnittlicher Fünfzehnjähriger wäre wohl eher dankbar für die Diet Dr Pepper als dafür, dass er gesund und munter ist und seinen Freund besuchen gehen kann, in der festen Überzeugung, genau das Richtige zu tun.

Neil hat keine Ahnung, wie schön er ist, als er da durch den Vorgarten geht und auf die Türklingel drückt. Er hat keine Ahnung, wie schön das Gewöhnliche wird, wenn es verschwunden ist.

Wenn ihr jetzt im Teenageralter seid, werdet ihr wohl kaum etwas von uns wissen. Wir sind eure Schattenonkel, eure Engelpaten, der beste Freund eurer Mutter oder Großmutter aus Collegezeiten, der Autor des Buchs, das ihr in der Schwulen- und Lesbenabteilung der Bücherei gefunden habt. Wir sind Figuren aus einem Stück

von Tony Kushner oder Namen auf einer Quiltdecke, die nur noch selten aus dem Schrank genommen wird. Wir sind die Geister dessen, was von der älteren Generation noch übrig ist. Ihr kennt ein paar von unseren Songs.

Wir wollen euch nicht zu schwer im Nacken sitzen. Was wir hinterlassen, soll euch nicht bedrücken. So würdet ihr nicht leben wollen, und so soll man sich auch an euch nicht erinnern. Es wäre ein Fehler, unser Sterben als unsere große Gemeinsamkeit anzusehen. Das Leben bis dahin war wichtiger.

Wir haben euch Tanzen gelehrt.

Doch, es stimmt. Seht euch Tariq Johnson auf der Tanzfläche an. Im Ernst jetzt – seht ihn euch an. Einen Meter siebenundachtzigeinhalb groß und einundachtzig Kilo schwer, was sich mit den richtigen Klamotten und dem richtigen Song in eine Masse unbändiger Freude verwandeln lässt. (Die richtige Frisur schadet auch nicht.) Er bewegt sich, als bestünde er aus Feuerwerkskörpern, die einer nach dem anderen im Takt der Musik zünden. Tanzt er für sich oder mit allen anderen im Raum? Lasst euch etwas verraten: Es spielt keine Rolle. Er ist zwei Stunden bis hierher in die Stadt gefahren, und wenn das Ganze vorbei ist, wird er mehr als zwei Stunden brau-

chen, um wieder nach Hause zu kommen. Aber das ist es wert. Freiheit heißt nicht nur, wählen gehen und heiraten und sich auf der Straße küssen zu dürfen, auch wenn das alles durchaus wichtig ist. Freiheit lässt sich auch daran messen, was man sich selbst zugesteht. Wir beobachten Tariq, wenn er in der Spanischstunde Phantasielandkarten in sein Heft zeichnet. Wir beobachten ihn, wenn er in der Cafeteria sitzt und verstohlen älteren Jungs nachschaut. Wir beobachten ihn, wenn er Klamotten auf sein Bett drapiert und sich ausmalt, wer er heute Abend sein wird. Wir haben jahrelang nichts anderes getan. Und genau darauf haben wir uns gefreut, auf eben das, worauf Tariq sich freut. Auf diese Befreiung.

Die Musik ist gar nicht so anders als zu der Zeit, da wir auf die Tanzfläche stürmten. Das hat etwas zu bedeuten. Wir haben etwas Universelles gefunden. Wir haben jenes Verlangen unter Verschluss gehalten und dann in den Äther entlassen. Der Sound kriegt euch zu fassen, ihr kommt in Bewegung.

Wir stecken in den Teilchen, die euch in Gang setzen.  
Wir stecken in dieser Musik.

Tanz für uns, Tariq.

Spür uns in deiner Freiheit.

Es war schon eine ganz besondere Ironie: Genau an dem Punkt, als wir uns nicht mehr umbringen wollten, ging es für uns mit dem Sterben los. Genau in dem Moment, als wir begannen, uns stark zu fühlen, wurde uns die Stärke genommen.

Das soll euch nicht passieren.

Die Erwachsenen können lange reden von wegen, in der Jugend fühle man sich unbesiegbar. Klar, manche von uns waren so drauf. Aber es gab auch die düstere innere Stimme, die uns sagte, wir seien zum Untergang verdammt. Und das waren wir dann auch. Und wiederum auch nicht.

Ihr sollt euch niemals zum Untergang verdammt fühlen.

Es ist siebzehn Minuten vor neun an demselben Freitagabend, und Cooper Riggs ist nirgendwo. Er ist in seinem Zimmer, allein, und es fühlt sich an wie nirgendwo. Er könnte woanders sein, umgeben von Menschen, und es käme ihm trotzdem vor wie nirgendwo. In seinen Augen ist die Welt flach und öde. Alle Empfindungen sind aus ihr herausgeströmt, und stattdessen rast ihre Energie durch seine hektischen Hirnwindungen und gibt wütende, frustrierte Laute von sich. Er sitzt auf seinem Bett

und ringt mit sich, was er tun soll, und letztlich fällt ihm nur ein, ins Internet zu gehen, denn dort ist das Leben ebenso flach wie in Wirklichkeit, nur ohne die Erwartungen des realen Lebens. Er ist erst siebzehn, aber online kann er zweiundzwanzig, fünfzehn oder siebenundzwanzig sein. Wie immer sein Gegenüber ihn haben will. Er hat gefakte Profile und Fotos, gefakte Statusmeldungen und Lebensgeschichten. Die Chats sind größtenteils ebenfalls gefakt, jede Menge Flirterei, über die es nie hinausgehen wird, kleine Funken, die nie ein Feuer entfachen werden. Er gibt es nicht zu, aber eigentlich möchte er von etwas Echtem überrascht werden. Er öffnet sieben Websites gleichzeitig, lenkt sich ab, trickst sich raus aus dem Nirgendwo, auch wenn es sich immer noch danach anfühlt. Er verliert sich so sehr in der Suche, dass nichts anderes mehr wichtig scheint und die Zeit wertlos wird, nur dazu da, um sie mit wertlosen Dingen herzubringen.

Wir wissen, dass manche von euch immer noch Angst haben. Wir wissen, dass manche von euch immer noch den Mund halten. Nur weil es jetzt besser ist, heißt das noch lange nicht, dass es immer gut ist.

Träumen und lieben und vögeln. Nichts davon defi-



niert uns. Vielleicht in den Augen anderer, aber nicht für uns. Wir sind so viel komplizierter als das.

Wir würden euch gern einen Schöpfungsmythos liefern, einen genauen Grund, warum ihr so seid, wie ihr seid, warum ihr wisst, dass es um euch geht, wenn ihr diesen Satz lest. Aber wir wissen nicht, wie es angefangen hat. Wir haben ja kaum unsere eigene Zeit verstanden. Wir sammeln alles, was wir gelernt haben, und das reicht bei weitem nicht, um ein Leben zu füllen.

Du wirst den Geschmack von Froot Loops vermissen.

Und die Verkehrsgeräusche.

Seinen Rücken an deinem.

Und sogar, wie er dir immer die Decke geklaut hat.

Lass all das nicht außer Acht.

Wir hatten kein Internet, aber wir hatten ein Netzwerk. Wir hatten keine Websites, aber es gab Orte, an denen wir unsere Netze webten. Meist in den großen Städten. Selbst halbe Kinder wie Cooper oder Tariq konnten sie aufspüren. Landungsbrücken und Coffee Shops. Stellen im Park und Buchhandlungen, wo Wilde, Whitman und Baldwin als Bastardkönige regierten. Das waren die sicheren Häfen, auch wenn wir lieber nicht zu offen wa-

ren, aus Furcht, uns offenen Angriffen auszusetzen. Es war Trotz in unserem Glück, Trotz und Furcht. Manchmal blieb alles anonym, manchmal war man von Freunden und deren Freunden umgeben. So oder so war man verbunden. Durch die Sehnsüchte. Durch den Trotz. Durch die schlichte, komplizierte Tatsache, wer man war.

Außerhalb der großen Städte waren die Verbindungen schwerer zu erkennen, das Netz dünner, die Orte schwerer zu finden. Aber wir waren da. Selbst wenn wir glaubten, wir seien die Einzigen, wir waren da.

Kaum etwas kann uns so glücklich machen wie ein Schwulenball.

Eben jetzt, an diesem Freitagabend um drei Minuten nach neun, sind wir in einem Ort mit dem kuriosen Namen Kindling – entweder wünschten die Pioniere, die diese Siedlung »Feuerholz« nannten, sich glühend den Tod herbei, oder es war einfach ein Tribut an das brennende Reisig, das die Siedler am Leben hielt. Irgendwann im Lauf der Zeit hat jemand offenbar die Lektion des dritten Schweinchens gelernt, denn das Gemeindezentrum ist ein reiner Ziegelbau – ein öder, stiller Klotz in einem öden, stillen Ort, von der Architektur her so an-

sprechend wie das Wort *kommunal*. Unwahrscheinlich, dass sich hier ein Junge mit blauen und ein Junge mit pinken Haaren über den Weg laufen.

In Kindling gibt es nicht genügend schwule Kids für einen eigenen Ball. Deshalb kommen heute Abend die Autos von nah und fern. Manche sind mit Pärchen bestückt, sie lachen oder streiten oder sitzen stumm in sich versunken da. Manche Jungs kommen alleine – sie haben sich aus dem Haus geschlichen, wollen im Gemeindezentrum Freunde treffen oder haben die Ankündigung online entdeckt und in letzter Minute beschlossen hinzugehen. Jungs in Smokings, Jungs mit Blumenschmuck, Jungs in zerrissenen Kapuzenpullis, Jungs mit Krawatten so schmal wie ihre Jeans, Jungs in ironisch gemeinten Taftkleidern, Jungs in nicht ironisch gemeinten Taftkleidern, Jungs in T-Shirts mit V-Ausschnitt, Jungs, die sich in ihren Abendschuhen unwohl fühlen. Und Mädels ... Mädels auch in all diesen Klamotten, unterwegs zu demselben Ort.

Zu unseren Bällen gingen wir mit Mädchen. Manche von uns hatten Spaß; andere fragten sich Jahre später, wie wir so blind dafür sein konnten, wer und was wir wirklich waren. Ein paar von uns schafften es, miteinander hinzugehen und uns von unseren besten Freundinnen decken zu lassen, so dass es wie ein Date aussah. Wir waren bei diesem Ritual willkommen, aber nur,

wenn wir uns an die Regeln hielten. Eher hätte Neil Armstrong uns zu einem Ball auf dem Mond geladen, als dass wir zu einem Ball wie dem heute Abend in Kindling hätten gehen können.

Als wir auf der High School waren, bestand das Haarspektrum aus dem langweiligen Sortiment schwarz/braun/rot/blond/grau/weiß. Doch heute Abend in Kindling kommt Ryan ins Gemeindezentrum und hat die Haare blau gefärbt. Zehn Minuten später kommt Avery, die Haare knallpink wie ein Mary-Kay-Cadillac. Ryans Kopfstacheln erinnern an einen felsigen Meeresboden, Avery fallen die Strähnen sacht bis über die Augen. Ryan ist aus Kindling, Avery aus Marigold, vierzig Meilen weiter. Man sieht sofort, dass sie sich hier und jetzt zum ersten Mal begegnen werden.

Über die Sache mit den Haaren sind wir uns nicht so ganz einig. Manche von uns finden es lächerlich, blaues oder pinkes Haar zu haben. Andere fänden es schön, zurückzugehen und unser Haar so aussehen zu lassen wie die Götterspeise, die unsere Mütter uns nachmittags immer vorsetzten.

Wir sind uns selten über irgendetwas einig. Manche von uns konnten lieben. Manche nicht. Manche von uns wurden geliebt. Manche nicht. Manche von uns kapier-ten nie, was die ganze Aufregung eigentlich sollte. Andere wollten sie so sehr, dass sie daran starben. Manche

von uns schwören, dass wir an gebrochenem Herzen gestorben sind und nicht an AIDS.

Ryan kommt zu dem Ball, und zehn Minuten später kommt Avery herein. Wir wissen, was passieren wird. Solche Szenen haben wir schon so oft mit angesehen. Wir wissen nur nicht, ob es hinhaut und ob es von Dauer ist.

Wir denken an die Jungs, die wir geküsst, gevögelt und geliebt haben, an die Jungs, die unsere Liebe nicht erwidert haben, an die, die am Ende und darüber hinaus bei uns waren. Die Liebe tut so weh, wie kann man sie jemandem wünschen? Die Liebe ist so grundlegend, wie kann man ihr im Wege stehen?

Ryan und Avery sehen uns nicht. Sie kennen uns nicht, brauchen uns nicht, spüren uns nicht bei sich in dem Raum. Selbst einander sehen sie erst, als der Ball schon ungefähr zwanzig Minuten im Gang ist. Ryan sieht Avery über den Kopf eines Dreizehnjährigen mit (im Ernst, so schwul) Hosenträgern in Regenbogenfarben. Erst sticht ihm Averys Haar ins Auge, dann Avery selbst. Und Avery sieht genau in dem Moment hoch und entdeckt den blauhaarigen Jungen, der zu ihm hinschaut.

Manche von uns klatschen Beifall. Andere gucken weg, weil es zu sehr schmerzt.

Wir haben unseren eigenen Beitrag zum Bereich des Magischen immer unterschätzt. Wir dachten, Magie

würde auch ohne uns existieren. Aber das stimmt nicht. Sie rührt nicht daher, dass irgendeine fremde Macht sie für uns heraufbeschwört. Wir erschaffen sie selbst und erleben sie dann. Über den Moment, an dem sie zum ersten Mal miteinander gesprochen, zum ersten Mal miteinander getanzt haben, werden Ryan und Avery sagen, er sei magisch gewesen. Doch sie waren es – nichts und niemand sonst –, die ihm Magie verliehen haben. Das wissen wir. Wir waren da. Ryan hat sich dafür geöffnet. Avery hat sich dafür geöffnet. Und mehr als diese Offenheit brauchen sie nicht. *Darin* liegt die Magie.

Aufgepasst. Der blauhaarige Junge macht den Anfang. Lächelnd nimmt er die Hand des pinkhaarigen Jungen. Er spürt, was wir wissen: Das Übernatürliche ist völlig natürlich, und Staunen kann sich aus den banalsten Dingen ergeben, einem Herzschlag oder einem Blick. Der pinkhaarige Junge hat Angst, so fürchterliche Angst – nur was man sich am meisten wünscht, kann einem solche Angst machen. Hört ihren Herzschlag. Hört genau hin.

Und jetzt tretet zurück. Seht euch die anderen Kids auf der Tanzfläche an. Die unbekümmerten Außenseiter, die zerrissenen Rebellen, die Furchtsamen und die Tapferen. Tanzend oder nicht tanzend. Redend oder schweigend. Aber alle in demselben Raum, alle an demselben Ort, kommen sie hier zu etwas zusammen, was früher nicht erlaubt war.

Tretet noch weiter zurück. Wir stehen in den Kulissen.  
Sagt Hi, wenn ihr uns seht.

*Schweigen ist gleich Tod*, haben wir immer gesagt. Und darunter verbarg sich die Vermutung – die Furcht –, dass Tod gleich Schweigen war.

Manchmal bekommt ihr eine Ahnung von diesem Schrecken. Wenn jemand, der euch nahesteht, krank wird. Oder in den Krieg geschickt. Wenn jemand, der euch nahesteht, sich das Leben nimmt.

Jeden Tag ein neues Begräbnis. Wie viel Raum nahm das in unserem Leben ein. Stell dir vor, in deiner Schule würde jeden Tag ein Schüler sterben. Manche sind Freunde von dir, andere einfach Klassenkameraden. Du gehst weiter hin, weil du weißt, dass dir nichts anderes übrigbleibt. Du wirst zum Erinnerungsträger, und zum Kummerträger, bis schließlich du es bist, der gegangen ist und betrauert wird.

Du hast keine Ahnung, wie schnell die Dinge sich ändern können. Wie schnell die Jahre vergehen und Leben enden können.

Ignoranz ist kein Segen. Segen heißt, voll und ganz zu wissen, was dir geschenkt worden ist.

Es ist viertel vor elf. Craig Cole und Harry Ramirez planen ihren großen Kuss. Monatelange Vorbereitungen haben zu diesem Kuss geführt, und hier sind sie nun, am Abend davor. Für die meisten Küsse braucht es nur zwei Leute, aber für den hier braucht es letztlich mindestens ein Dutzend. Keiner der anderen ist momentan mit im Raum. Craig und Harry sind allein.

»Machen wir das jetzt echt?«, fragt Craig.

»Na klar«, gibt Harry zurück.

Sie wissen, dass sie ihren Schlaf brauchen. Morgen ist ein großer Tag. Es gibt kein Zurück mehr, und keine Garantie, dass sie es schaffen.

Sie sollten schlafen gehen, aber gute Gesellschaft ist der Feind des Schlafs. Wir erinnern uns so haargenau an dieses Gefühl – den Wunsch, Stunde um Stunde mit jemandem zu verträdeln, zu reden, sich zu umarmen oder einfach bloß einen Film anzuschauen. In diesen Momenten erscheint die Anzeige der Uhr völlig willkürlich, weil das Zeitgefühl anderen, eigenen Maßstäben folgt.

Sie sind bei Harry zu Hause. Seine Eltern sind ausgegangen, der Hund schläft schon. Sie haben das Haus und vom Gefühl her die ganze Welt für sich. Warum sollte man davor die Augen verschließen?

Sie sind bei Harry, weil Craigs Eltern nichts von dem Kuss wissen dürfen. Früher oder später werden sie es erfahren. Aber nicht jetzt. Nicht bevor es soweit ist.



Irgendwann wird Craig zusammengerollt auf der Couch liegenbleiben. Harry wird ihn zudecken und dann auf Zehenspitzen zurück in sein Zimmer schleichen. Sie werden nicht am selben Ort sein, aber sehr, sehr ähnliche Träume haben.

Wir vermissen das Gefühl, zugedeckt zu werden, oder umgekehrt der gute Engel zu sein, der dem anderen die Decke bis über die Schultern zieht und ihm eine gute Nacht wünscht. Das sind die Betten, an die wir uns erinnern möchten.

Wir sind gespannt auf den Kuss morgen. Wir haben keine Ahnung, wie sie es anstellen wollen, aber wir hoffen das Beste.